

8) Am häuslichen Herd.

(Nachdruck verboten.)
Roman von Swan Franko.

Er begann die Leute von der Ferne zu beobachten. Nun, sie geberden sich eben wie Menschen. Sie sitzen, gehen, sprechen, rauchen und trinken. Das alles ist nichts Außergewöhnliches. Zwar fällt hier und da ein schiefer Blick auf ihn. Nun, was bedeutet das? Ist er doch ein Fremder, heute zum ersten Mal in ihrer Gesellschaft, was Wunder er also, daß sie ihn betrachten. Es mag wohl etwas taktlos sein, aber es ist doch nichts Schreckliches dabei! Sie halten sich ferne von ihm, keiner kommt auf ihn zu. Doch nein, da kommt Redlich, der eben lebhaft, aber mit sonderbar gedämpfter Stimme mit einigen älteren und jüngeren Offizieren gesprochen hatte.

„Was siehst Du so einsam da, alter Freund,“ ruft ihm Redlich mit der früheren Herzlichkeit zu.

Die Eiskruste, die sich bereits um sein Herz zu bilden begann, thante wieder auf.

„Ich bin etwas müde.“

„Das merkt man Dir an. Ist's für uns Invaliden nicht Zeit, nach Hause zu gehen? Diese übermühtigen Jungen dort denken noch nicht daran, obwohl es schon elf ist. Aber ich habe morgen früh Dienst, da muß ich mich auschlafen.“

„Mir hat meine Frau gleichfalls aufgetragen, zeitlich nach Hause zu kommen,“ jagte der Hauptmann.

„So gehen wir denn!“

Sie legten ihre Mäntel an. Einige ältere Offiziere näherten sich dem Hauptmann.

„Du gehst? Schade, daß Du nicht länger bleiben kannst. Es war uns ein Vergnügen.“

Und all' das so kühl, so gezwungen. Kein einziger forderte ihn auf, zu bleiben, kein einziger lud ihn ein, öfters zu kommen. Er fühlte die Eiskruste von neuem sein Herz einengen. Die jüngeren Offiziere, von Reden, Scherzen und Singen in Anspruch genommen, jagten ihm nicht einmal gute Nacht. Fast mit Thränen in den Augen verließ er das Offizierskasino.

„Was soll das bedeuten? Ignaz!“ wandte er sich zu Redlich, als sie auf die Straße traten.

Redlich ging, sich fester in seinen Mantel hüllend, düster und schweigend neben ihm her und schien die Frage nicht zu verstehen.

„Was meinst Du damit?“ fragte er endlich.

„Was ist geschehen, daß sie plötzlich alle wie umgetauscht waren? Erst Jubel, Herzlichkeit, Freundschaft und gleich darauf Zurückhaltung, Steifheit, Geflüster, schiefe Blicke...“

„Was fällt Dir ein, Anton?“ rief Redlich. „Ich habe nichts Derartiges bemerkt.“

„Du hast ihr verändertes Benehmen nicht gemerkt? Das ist sonderbar! Doch auch Du hast Dich verändert!“

„Bitte Dir nichts ein, mein Lieber! Es entstand eine gewisse Abkühlung, es ist wahr, als wir erfuhren, daß die Tochter unseres Obersten gestorben ist. Ein wunderschönes Mädchen. Alle jungen Offiziere waren sterblich in sie verliebt.“

„So?!“ rief der Hauptmann. „Warum sagtest Du das nicht gleich? Und ich, der schon nachzudenken begann, ob ich nicht jemand beleidigt, daß mich alle so zu meiden anfangen...“

„Aber wo denkst Du hin? Ich kann Dir versichern, — was Deine Person betrifft...“ Redlich sprach diese Worte unwillkürlich mit besonderem Nachdruck — „alle sind darin einig, daß Du ein musterhafter Offizier, ein tüchtiger Kamerad und ein herzenguter Junge bist.“

„Denken sie wirklich so von mir?“ rief der Hauptmann freudig bewegt.

„Mein Ehrenwort darauf. Du kannst es mir glauben!“

„Aber weißt Du, eine Sache nimmt mich wunder. Als ich wegging, hat mich niemand gebeten, wiederkommen.“

„Das ist nicht Sitte bei uns. Das versteht sich ja von selbst, daß ein jeder kommt, wann er Zeit und Lust hat.“

„Nun ja, aber einen lebenswürdigen Kameraden bittet man schon aus Höflichkeit, daß er länger bleibt und öfters kommt.“

„Bagatelle, Bruderseele! Ich hoffe, aus so einer Kleinig-

keit wirst Du keine ungünstigen Schlüsse über Deine neuen Kameraden ziehen. Ich glaube übrigens, das Familienleben, die Dienstpflichten und vielleicht auch die Vermögensverhältnisse werden Dich daran hindern, unser Kasino öfters zu besuchen.“

„Mag sein,“ gab der Hauptmann etwas unwillig zur Antwort. „Aber... Du weißt ja, wie ich das gesellige Leben liebe. Da drüben in Bosnien habe ich soviel Langeweile gekostet, habe so viel gelitten und mich so viel geplagt, daß ich jetzt gern im Kreise der Kameraden meinen Geist erfrischen möchte.“

„Ich zweifle, ob es Dir gelingen wird,“ erwiderte Redlich. „Von unseren ehemaligen Kameraden sind nur wir beide da. Und diese Neuen, weißt Du, ich verkehre auch wenig mit ihnen.“

„Und sie sagten mir doch, daß Du jeden Abend dort bist,“ sagte etwas spitzig der Hauptmann.

„Nun, das muß einer gesagt haben, der gern übertreibt. Im Gegentheile, ich komme recht selten hin. Die feinen Herren spielen hoch, trinken die ganze Nacht und der arme Teufel kann mit ihnen nicht Schritt halten. Weißt Du, Anton,“ sagte er endlich, sich mit großer Wärme an ihn wendend, „ich rathe Dir aufrichtig, mach's so wie ich und trachte so selten als möglich ins Kasino zu kommen.“

Der Hauptmann blieb mitten auf der Straße stehen und betrachtete die hohe aufrechte Gestalt Redlich's, der ganz verlegen seinen Blicken auswich.

„Das verstehe ich nicht, Ignaz! Erst hast Du mir beweisen wollen, wie alle in jeniger Liebe für mich entbrannt sind, und nun redest Du mir zu, daß ich so selten als möglich mit ihnen zusammenkomme.“

„Weil Dich das zu viel kosten würde,“ versuchte sich Redlich heranzuwenden. „Uebrigens wenn Du so reich bist, wenn Du so viel Geld zu verlieren hast...“

In diesen Worten Redlich's lag etwas, was den Hauptmann sehr unangenehm berührte.

„Ignaz!“ rief er, „für wen hältst Du mich? Bin ich etwa ein Räuber, ein Falschmünzer oder ein entlaufener Kassirer, daß ich Geld zum Verlieren hätte?“

„Nun, hast Du es nicht, was liegt Dir daran, ob sie Dich bitten, ins Kasino zu kommen oder nicht? Du wirst ohnehin nur selten kommen können. Du hast ja schon heute so viel Geld springen lassen, daß Deine Frau...“

„Nun, nun, genug der Gardinenpredigt, alter Freund! Was die Frau zu sagen hat, das wird sie auch ohne Dich sagen. Nun aber genug über diesen Gegenstand. Wir sind vor meiner Wohnung. — Weißt Du, Ignaz, ich will hoffen, Du erweist mir die Ehre und besuchst mich mal in meinem Familiennest?“

„Mit großem Vergnügen!“ sagte eilig Redlich. „Zwar habe ich bisher Deine Frau nicht besucht... Die Gründe brauche ich Dir wohl nicht auseinanderzusetzen...“

„Geh, geh, alter Sünder! Du solltest Dich schämen, so etwas zu erwähnen,“ unterbrach ihn der Hauptmann.

„Nun aber jetzt, da Du hier bist und mich anforderst...“

„Ohne Umstände, ganz ohne Umstände! Komm' zu mir, so oft Du Zeit und Lust hast, wie zu einem alten Kameraden.“

Redlich drückte herzlich die Hand des Kapitäns, salutirte und einige Sekunden später war er im Dunkel der Nacht verschwunden.

V.

„A propos, Angela, da sehe ich die Visitenkarte des Barons Neuchlingen, was war das für eine Geschichte, die Du mit ihm gehabt hast?“

Der Hauptmann und Angela saßen im Salon und sprachen über Verschiedenes. Angela, die mit einer Handarbeit beschäftigt war, erzählte ihrem Manne von ihrem Leben, von den Kindern, von dem alten Kurter; der Hauptmann hörte zu, indem er gleichzeitig mit den auf der silbernen Platte verstreuten Visitenkarten spielte. Plötzlich fiel ihm auf einer eleganten glänzenden Karte der Name: „Waldemar Baron von Neuchlingen“, in die Augen und er erbeute, als hätten seine Finger eine Brennmessel berührt.

„Ich, eine Geschichte mit Neuchlingen?“ wiederholte Angela langsam und ruhig, als suche sie etwas in Gedanken

und sah ihrem Mann dabei in die Augen, „ich habe keine Geschichte mit ihm gehabt.“

„Keine? Wirklich keine?“ fragte er verwundert. „Das ist nicht möglich, erinnere Dich genau?“

„An was soll ich mich erinnern?“ versetzte Angela noch erstaunter. „Nach Deiner Abreise war der Baron ein- oder zweimal bei mir. Ach ja, nun weiß ich's! Einmal — an meinem Namenstag — betrank er sich und begann einen Streit mit den anwesenden Offizieren. Ich weiß nicht mehr, um was es sich handelte, genug, er hatte uns den Abend verdorben, und die ganze Gesellschaft brach seinethalben auf und ging nach Hause. Seit dieser Zeit habe ich ihn nicht wiedergesehen und bald darauf hörte ich, daß er auch nach Bosnien versetzt worden sei.“

„Um, das war also die Geschichte? Ich muß Dir gestehen, nach dem, was er mir erzählte, konnte ich schließen, daß es etwas viel Wichtigeres gewesen.“

Der Hauptmann, der diese Worte schon halb beruhigt sprach, blickte gleichzeitig auf seine Frau und sah, daß ihr Gesicht in diesem Augenblicke todtblaß wurde; sogar die Lippen erblaßten, die Arbeit fiel ihr aus der Hand, und ihre ganze Gestalt war zusammengeknickt als wäre sie dahingewelkt oder von einem furchtbaren Schmerz betroffen.

„Angela, was ist Dir geschehen?“ rief der Hauptmann von seinem Sitze aufspringend.

(Fortsetzung folgt.)

Afrikanische Greuel.

(Schluß.)

Dieses entsetzliche Schauspiel war in Buluwano selbst, am Sitz der Regierung und der Nahrungswirtschaft. Mr. Colenbrander, der auch Generaldirektor der Gesellschaft ist, die in Rhodesia seinen Namen trägt, wurde von dem Interviewer in dem Bureau der Firma Colenbrander u. Comp. getroffen, während er die meisten seiner „Jungen“ ablöshete. „Ich habe sehr viel Arbeit, allein ich kann es nicht übernehmen, sie mit Mehl zu versorgen, wenn der Sack Mehl 13 Pfd. Sterk. kostet, und so bin ich genötigt, sie zu entlassen.“ Was war ihr Schicksal nach der Entlassung? Es wird vielleicht geltend gemacht, daß, zugegeben, daß das Land jetzt von der Hungersnoth heimgesucht ist — daß die Vernichtung des Getreides unvermeidlich, und daß es ein im Krieg übliches Verfahren war, für das die Eingeborenen die Verantwortung tragen, und daß man seitdem mit Erfolg bemüht gewesen sei, der Hungersnoth Herr zu werden. Ich will bloß auf den zweiten Punkt eingehen, der allein einer Widerlegung bedarf.

Drei Tage vor dem „entsetzlichen Schauspiel“ berichtet der Gouverneur der Kap-Kolonie, Graf Grey, in seinem Briefe vom 16. Oktober (in den „Times“ am 28. Novbr. 1896 veröffentlicht): „Jetzt ist der einzige Feind (in Matabeleland), den wir zu bekämpfen haben, der Hunger. . . Die Berichte, die nach Buluwano kommen, beweisen, daß unter den Eingeborenen der Nahrungsmangel schon sehr groß ist und wahrscheinlich vor Ende des Jahres noch weit größer werden wird. Allein — so tröstet sich der Herr Graf — wie mir gesagt wird, werden die Eingeborenen im Stande sein, nach dem 1. Januar ihr Leben zu fristen, indem sie die ersten Früchte des Feldes (Spinat?) pflücken, die gleich nach dem Regen wachsen.“ (Es wird das nächste Jahr noch um vieles schlechter sein, sagt Herr Colenbrander nach den Berichten.) Graf Grey bespricht dann die Lieferung von Nahrungsmitteln aus öffentlichen Mitteln und schließt: „Wir haben Nahrungsmittel genug („auf dem Transport“), um ungefähr 40 000 Eingeborene drei Monate lang zu erhalten. . . für den Tag 1 Pfd. auf den Kopf.“ — In dem Geschäftsbericht der Südafrikanischen (Rhodes'schen) Gesellschaft für das Jahr 1894/95, S. 77, wird die eingeborene Bevölkerung von Matabeleland auf 160 000 geschätzt. In vierzehn Tagen oder drei Wochen „erwartet Graf Grey die ersten Lieferungen dieser Nahrungsmittel“. Wie viele Menschen aber mußten verhungern, während die erwarteten Frachtwagen sich „auf der endlosen Fläche einer unfruchtbaren Wüste, die, wie Mr. Selous sagt, noch zwischen Matabeleland und der nächsten Eisenbahnstation liegt“, sich langsam heran bewegten! Und die Berechnung des Grafen Grey schließt die Million Pfund verschiedener Mehlsorten ein, die Mr. Rhodes erwähnte, und die, wohl gemerkt, nur der sechstheilig Teil dessen sind, was Mr. Chamberlain in London zwischen Juni und Dezember für nöthig hielt, „um die durch die Rinderpest und den Heuschreckenfraß, ohne den Krieg, in dem benachbarten Gebiet von Bechuanaland hervorgerufene Hungersnoth etwas zu mildern.“ (Siehe die Parlamentsverhandlungen in den Londoner Tageszeitungen vom 9. Juni 1896.) Um von irgend welchem Nutzen zu sein, hätte mit Verproviantierung des Landes zwölf Monate vorher begonnen werden müssen.

Die „Times“ vom 17. Juli 1896 schildert in einem Leitartikel den Ausbruch der Rinderpest im März und bemerkt: „Der Schlag trifft die Eingeborenen in einer kritischen Zeit. Der schlechten Ernte des vorigen Jahres in den Schutzgebieten ist dieses Jahr eine voll-

ständige Missernte gefolgt; und schon ehe die Rinderpest ausbrach, hatten einzelne Häuptlinge der Eingeborenen um Unterstützung nachgesucht. In Matabeleland und Maschonaland war der Stand der Dinge augenscheinlich ganz der gleiche.“

Unter diesen Verhältnissen und vor der Rinderpest und vor dem Ausstand trafen die britischen Nachhaber Maßregeln, welche die Lieferung von Nahrungsmitteln an die Eingeborenen verminderten. Die „Times“ vom 5. Juni 1896 berichtet von einer Anfrage im Unterhause, „betreffend das Vieh, das, wie man sagte, von der Südafrikanischen Gesellschaft gegen Schluß des letzten Jahres den Matabele's solle genommen worden sein“. In der Erwiderung des Sekretärs der Kolonien heißt es: „Ich habe keine amtliche Kenntniß davon, daß gegen Schluß des vorigen Jahres den Matabele's Vieh genommen worden wäre; dagegen habe ich einen Bericht, daß man in der Kolonie anfangs dieses Jahres sehr erfreut war, einiges Vieh von den Matabele's zurückzuerhalten.“ Diese Antwort war keine Verneinung der Frage. Sie beschränkte sich bloß auf einen Theil — während die Frage auch den anderen Theil desselben Geschäftes berührte. Das wird klar, wenn man das später veröffentlichte Blau-Buch betrachtet. Es findet sich da eine Darlegung des Grafen Grey vom 23. Juni 1896, welche zeigt, daß die fragliche Transaktion (Geschäft) ihren Anfang nahm, als die „Gesellschaft“ von Matabeleland Besitz ergriff und beanspruchte, daß „des Königs Vieh“ („fast alles Vieh im ganzen Lande“) durch das Recht der Eroberung nun das Eigenthum der britischen Süd-Afrika-Gesellschaft geworden sei, obgleich den Eingeborenen erlaubt wurde, auch fernerhin das Vieh unter ihrer Obhut (in charge) zu behalten. Mr. Selous stellt auch fest, daß „nach der ersten Konfiskation („sofort nach dem Krieg“) das in dem Land noch übrig gebliebene Vieh — ungefähr 90 000 Stück — mit dem Brandscheitern der „Gesellschaft“ verloren und den Eingeborenen zur Obhut überlassen wurde.“ („Sonnenschein und Sturm“ S. 7.)

Nach dem Bericht des Ober-Kommissars wurde dieses „Königs-Vieh“ (oder Gesellschafts-Vieh) „verschiedentlich geschätzt, von 200 000 aufwärts“. „Die erste Konfiskation schloß vermutlich die Hälfte des gesammten Viehstandes ein, welche als berechtigte Beute für alle, die an dem Krieg theilgenommen hatten, beansprucht ward“. Das würde den Rest auf mehr als 100 000 Stück über die Schätzung des Mr. Selous bringen. Aber auf der oben angeführten Seite erwähnt Mr. Selous auch „die periodische Begnähme von Vieh in kleiner Anzahl durch die Chartered-Company (Südafrikanische Gesellschaft) — Wegnahmen, die nach der ersten Konfiskation erfolgten.“

In dem Bericht der Gesellschaft für 1894—95, Seite 77, wird das Vieh, das den Eingeborenen von der Gesellschaft zur Aufbewahrung (in trust) gegeben war, auf 79 500 Stück geschätzt.

Schließlich fährt Graf Grey in seinem schon angesprochenen Bericht fort: „Letzten Oktober (1895) war bestimmt worden, daß eine ausreichende Menge Vieh unter die Matabele's vertheilt werden und ihnen als ihr Eigenthum übergeben werden sollte. . . Durch diese Vertheilung kamen 40 930 Stück Vieh in den Besitz der Eingeborenen, der Rest — 32 000 Stück — blieb das Eigenthum der Britischen Südafrikanischen Gesellschaft. . . Die Vertheilung war beinahe vollendet, als die Rinderpest ausbrach.“

Die Gesamtzahl des Viehes zu dieser Zeit war also 72 930 Stück — 6570 weniger als selbst die 79 500, welche die Gesellschaft ein paar Monate vorher angegeben hatte. Was man offiziell als eine „Vertheilung von Vieh unter die Eingeborenen“ angesehen haben wollte, erschien Beobachtern an Ort und Stelle in einem anderen Licht.

Die „Times“ vom 2. April 1896 läßt den Reverend (Titel der Geistlichen) Mr. Helm sagen: „Es war am Ende des vorigen Jahres so angeordnet, daß die „Gesellschaft“ von allem im Lande verbliebenen Vieh fünfundvierzig Prozent nehmen sollte.“

Mr. Selous erzählt uns, daß die Regierung beschloß, zwei Fünftel zu nehmen.“ („Sonnenschein und Sturm.“)

Abgesehen von jeder Frage über das Eigenthumsrecht an das noch übrige Vieh, das heißt auch wenn es nach der „Vertheilung“ den Matabele's erlaubt war, die 32 000 Stück Vieh, die das „Eigenthum der Gesellschaft“ blieben, in ihrer Obhut zu behalten, — ganz abgesehen hiervon zeigen doch die Auszüge, welche ich gegeben habe (und die Autoritäten, auf welche ich mich bezogen habe, sind Lord Loch, der Oberst-Kommissar, Mr. Selous, der amtliche Bericht der Britischen Südafrika-Gesellschaft und Graf Grey): daß in den zwei Jahren 1894 und 1895 das Vorgehen der Briten, indem es den Viehbestand von über 200 000 auf 72 930 Stück, also um beinahe zwei Drittel verminderte, auch in gleichem Maße die Vorräthe und Nahrungsmittel vermindert hat — nicht allein an Fleisch, sondern auch an Milch, welche die Eingeborenen bis dahin von dem „Königs-Vieh“, d. i. dem Vieh, welches dem Stamm gehörte, frei erhielten, ebenso wie von dem Vieh, das den Einzelnen persönlich gehörte.

Und geronnene Milch ist ein Hauptnahrungsmittel der eingeborenen Frauen und Kinder.

*) D. h. das nicht dem einzelnen, sondern der Gesamtheit, dem Staat, dem Stamm gehörige Vieh.

Das auf diese Weise „periodisch“, „zu einer kritischen Zeit“, wo Trockenheit und Heuschrecken die Ernte fast vernichtet hatten, vor dem Ausbruch und vor der Rinderpest, bei vollständiger Kenntniss der Transportschwierigkeiten — das unter diesen Umständen der Vorrath an Lebensmitteln vermindert wurde, dies allein, unter völliger Außerachtlassung der zwei „Kriege“ und der aus ihnen sich ergebenden Zerstörung des Getreides, rechtfertigt vollauf die von mir erhobene Anklage: daß die Briten die Hungersnoth in Matabele vorbereitet und ihr den Weg gebahnt haben.

Harriett E. Colenso.

Dies die wuchtige, erschütternde Anklageschrift des tapferen Weibes, die von ihrem Vater, einem der so seltenen Männer, für die Christenheit: Menschenthum und Menschlichkeit in Wort und That bedeutet, den Opfermuth und die zähe Standhaftigkeit ererbt hat und mit Recht von den Letzten — den traurigen Ueberbleibseln — der Matabele- und Zululaffern als „Mutter“ und „Schwester“ verehrt wird. Zu widerlegen war da nichts. Der Fluch der bösen That, daß sie fortzuehend Böses muß gebären, erfüllte sich an den unglücklichen Eingeborenen.

Die vorausgesehene neue Misere ist gekommen und die unvermeidliche neue Hungersnoth, die nur die Fortsetzung der alten war, hat den blühenden, für wirkliche Kultur so empfänglichen Stamm der Matabele fast vollständig weggerafft, ausgerieben, vertilgt. Die spärlichen Ueberreste, die man neuerdings als „Ausrührer“ vor die Maxim-Kanonnen zu bringen sucht, werden bald verschwinden sein. Und das hat die kapitalistische Gesellschaftsordnung gethan!

Kleines Feuilleton.

— Ueber die deutsche Tiefsee-Expedition 1898/99 sprach in der letzten Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde Dr. Gerhard Schott. Die Expedition wird von Prof. Kuhn in Breslau, einem der besten Kenner der unterseeischen Fauna, geleitet werden. Die Hauptaufgaben der Expedition liegen auf zoologischen Gebieten, doch wird auch die Ozeanographie ganz besonders berücksichtigt werden. Zunächst werden Untersuchungen des Meeresbodens notwendig sein. Die Lothungen werden mit 1 Millimeter starkem Lothdraht ausgeführt, der eine starke Belastung verträgt. Zu einer Lothung von 4000 Metern braucht man 1 1/2 bis 2 Stunden Zeit. Selbst unter günstigen Umständen lassen sich also an einem Tage nur wenige Tiefseemessungen vornehmen. Bei der Untersuchung werden natürlich diejenigen Meeresgegenstände bevorzugt, von denen man wenig Angaben hat. Weitere Untersuchungen werden sich auf das Meerwasser selbst erstrecken. Im Gegensatz zu früheren Forschungen soll diesmal namentlich festgestellt werden, welche Gasarten das Wasser frei und gebunden enthält und abgibt. Wichtig ist, daß ein tüchtiger Analytiker das Wasser gleich an Bord untersuchen wird, da das in Flaschen gefüllte Wasser mit der Zeit seinen Charakter verändert. Es handelt sich ferner um die Bestimmung der physikalischen Eigenschaften der Meerestemperatur, jedoch nur der Schichten von 1000 bis 1500 Meter Tiefe; denn als allgemein zutreffendes Ergebnis früherer Expeditionen hat sich die interessante Thatsache ergeben, daß die geographisch interessanten Temperaturvertheilungen sich lediglich auf diese Schichten beschränken, daß alle tieferen Schichten eine ungemein große Gleichförmigkeit der Temperatur zeigen, gleichgiltig, ob unter dem Äquator oder sonstwo. Hand in Hand mit Feststellungen der Meerestemperatur werden Messungen der Meeressboden-Temperatur gehen. Solche Messungen lassen Rückschlüsse auf die Gestaltung des Bodens zu. Es wird ein Tiefsee-Thermometer verwendet werden, das eine englische Firma herstellt und das 110 M. pro Stück kostet. Zugleich will man Versuche anstellen mit einem sehr eigenartig und sinreich eingerichteten Thermometer eines Potsdamer Professors, das eine Fernbeobachtung der Temperatur auf elektrischem Wege ermöglichen soll. Große Aufmerksamkeit wird man den Meeresströmungen widmen, weil hier ja auch unmittelbar praktische Interessen der Schifffahrt in Frage kommen. Beobachtungen sollen schließlich angestellt werden über den Umfang der Meereswellen, über die Farbe des Seewassers, die (verschiedene) Durchsichtigkeit des Wassers u. s. w. Dabei sollen event. photographische Platten und elektrische Lichter versenkt werden. Selbstverständlich ist, daß auch möglichst genaue meteorologische Untersuchungen gemacht werden. Was nun die Hauptaufgabe, die zoologischen Forschungen betrifft, so liegen hier eine Reihe hochinteressanter Fragen und Probleme vor. Es sei nur erinnert an die eigenthümliche augenfällige Uebereinstimmung, die in so vielen Beziehungen in der Thierwelt der Arktis und der Antarktis herrscht. Der Ozeanograph neigt der Ansicht zu, daß Meeresströmungen den Austausch der arktischen und antarktischen unterseeischen Thierwelt herbeiführen. — Für die Fahrt wird voraussichtlich ein Handelsdampfer der Hamburg-Amerika-Linie von über 2000 Reg.-Tons gechartert werden. Außer der Besatzung und dem Führer Professor Kuhn werden mitfahren 5 bis 6 Zoologen, 1 Botaniker, 1 Chemiker, 1 Ozeanograph, 1 Arzt, 1 Photograph, 1 Navigator. Der Reiseweg ist im wesentlichen eine Umseglung Afrika's in mehr oder minder großem Bogen. —

— Besuch der technischen Hochschulen in Deutschland. Im laufenden Winterhalbjahr wurden die neun technischen Hochschulen des Deutschen Reiches von 11 204 Studirenden besucht. Im

vorigen Winterhalbjahr waren es 10 128 gewesen. In erster Stelle steht Berlin mit einer Gesamtbesuchszahl von 3207 Studirenden (ordentliche Studirende, Hörer und Gäste); es folgt München mit 1915, Darmstadt mit 1296, Karlsruhe mit 1072 und Hannover mit 923 Besuchern. Dresden wies 946 Besucher auf, Aachen 895 und Braunschweig 890. Nahezu ein Drittel der Gesamtzahl der eigentlichen Studirenden, nämlich 3513, entfallen auf das Maschinenfach, 1575 hatten sich dem Ingenieurwesen zugewandt und 1249 der Architektur, 925 studirten Chemie. Auf Mathematik und allgemein bildende Fächer kamen 321 Studirende, 611 besuchten elektrotechnische Vorlesungen, auf das Forstwesen beziehungsweise die Landwirthschaft entfielen 59 Studirende. —

Einem schwunghaften Katzenhandel betreibt die amerikanische Stadt Maine. So wurde kürzlich eine besonders große und werthvolle Ladung an einen bedeutenden Händler in Philadelphia verschifft. Der Preis für 100 Katzen stellte sich auf 600 Dollars. In der Sendung befanden sich alle Abarten, schwarze, weiße, gestreifte, gefleckte, gelb und weiße; auch die weiße Angorafazze mit rothen Augen, die tiefschwarze, sowie die prächtige Malteserfazze fehlten nicht. Zum Aufenthalt während der Seefahrt dienten den Miezern große Kisten mit verschiedenen Abtheilungen, die oben mit einem Drahtgitter versehen waren. —

Kunst.

— In Karlsruhe ist unter den Künstlern eine Sezession eingetreten. Schon seit längerer Zeit bestanden dort Meinungsverschiedenheiten zwischen den Vertretern des Alten und den Modernen. Bereits während der Berliner Ausstellung 1896 hatten diese zu einer vorübergehenden Trennung geführt. Jetzt sind 40 Maler aus dem alten Künstlerverein ausgeschieden und haben einen „Künstlerbund“ gegründet, an dessen Spitze Graf Kalkreuth, Karlos Grethe und Friedrich Kallmorgen stehen. —

Geschichtliches.

km. Karikaturen auf die „gute Presse“ und das Volk „der Denker“. Der zermalmende Druck strenger, die Deffentlichkeit ausschließenden Polizeimahregeln lag auf dem gesamten deutschen Geistesleben. Ein kräftiges Wort fand vor der Polizei keine Duldung. Die Zensur erstreckte sich bis auf die harmloseste Opernkritik herunter. Nicht einmal wahrheitsgetreue Berichte über historische Ereignisse durften die vornehmlichen Zeitungen bringen. Der Zensor stuzte diese Berichte nach seinem Belieben zurecht oder hielt sie überhaupt künstlich zurück. So brachten z. B. die Berliner Zeitungen erst genaue Nachrichten über die revolutionären Vorgänge im Kanton Neuenburg, als sie bereits schon im Munde aller waren. Die geradezu ungeheuerlichen Streichungen brachten die Zeitungen um jede Farbe, jeden Gehalt. Sie waren rückgratlos, verschwommen, breitartig. Was war die „gute Presse“ anders als ein Häuflein unmündiger Buben, die am Gängelbande eines schulmeisternden Zensors sein artig einherschritten? So charakterisirte sie einst treffend eine Karikatur aus dem Jahre 1848. Sie läßt der Schaar von Schulknäben einen blinden Maulwurf mit mehrender Fahne voranmarschiren, auf der ein großer Krebs prangt. Die Schulknaben befinden sich am Zeißeile ihres strengen Präzeptors, dessen Kopf eine große Scheere bildet. Der würdige Herr stützt sich auf einen großen Zensorstift und hält unter dem einen Arm die unvermeidliche, gehorsamgebietende Ruthe. Dem Zuge der Kinder folgt ein höchst einfältiger Schafbock im Bedienten- oder Amtstrad mit einem Dreimaster auf dem Kopfe. Der Schafbock führt an der Leine ein zahmes Hündlein. Gewiß, das war die „gute Presse“! In den Zeitungen war dem deutschen Volke der Mund verschlossen, und es konnte daher nur im Stillen in polizeiwidriger Weise grübeln, tästeln, denken. Die deutsche Nation wurde mit bitterem Spotte als Volk der Denker verhöhnt. Auf einer Karikatur sehen wir in großen Perrücken und steifen Höpfen die grübelnden deutschen Spießbürger dastehen. Der Gegenstand ihrer gewichtigen Denkföhningen ist auf eine Tafel geschrieben: „Wichtige Frage, welche in heutiger Sitzung bedacht wird: Wie lange möchte uns wohl noch das Denken erlaubt bleiben?“ Die Gesetze des deutschen Denkerklubs lauten folgendermaßen: 1. Der Präsident eröffnet präzis 8 Uhr die Sitzung. 2. Schweigen ist das erste Gesetz dieser gelehrten Gesellschaft. 3. Auf daß kein Mitglied in Verlesung gerathen möge, seiner Zunge freien Lauf zu lassen, so werden beim Eintritt Maulkörbe ausgeheilt. . . .

Die Gegenstände werden in diesem Denkerklub nicht besprochen, nein, sie werden nur bedacht. Der grübelnde Spießbürger mit dem festen Maulkorb vor dem Munde ist ein treues Bild des träumenden deutschen Denkervolkes vor dem 18. März. —

Aus dem Alterthum.

— Auf der Insel Cypern wurde vor kurzem nach einer Mittheilung der „Revue archéolog.“ eine Goldplatte mykenischen Ursprungs gefunden, das erste bisher bekannt gewordene Denkmäl mykenischer Goldschmiedearbeit, das von dieser Insel herrührt. Die 76 mm breite und 46 mm hohe Platte zeigt neben einer Sphinx zwei bartlose marschirende Krieger mit Helm, Schild, Lanze. Daß der Fund mykenischen Ursprungs ist, geht aus der überraschenden Aehnlichkeit der Figuren mit denen auf bekannten mykenischen Denkmälern hervor: den plumpen Gefäßfüßen den auffallend schlanken Gliedern, der Länge des Halses, Lebhaftigkeit der Bewegung. Der Fund von Cypern dürfte

älteren Periode der mykenischen Goldschmiedekunst, in welche die in den Gräbern der mykenischen Akropolis gemachten Funde fallen, sondern der zweiten Periode angehören, die etwa in die Jahre 1150—1100 v. Chr. fällt. —

— Pater Delattre berichtet aus Tunis in einem Briefe an die Akademie von Paris über eine kirchlich bei St. Louis neu aufgefundenen punische Metropole. Die Gräber, aus denen sie besteht, bieten eine überraschende Ähnlichkeit mit denen von Sidon; es sind in den Felsen gehöhlte Kammern, in die man durch einen rechtwinkligen Schacht gelangt. Jeder Schacht hat in regelmässigen Abständen rechts und links Einschnitte, die unter Benutzung von Händen und Füßen das Hinuntersteigen möglich machen. Von den zahlreichen in den Grabkammern vorgefundenen Terrakotten sind besonders vier, die mit Farben geschmückt sind, bemerkenswerth: ein numidischer Reiter, eine Person in halb liegender Stellung auf einem Widder, eine Frau, welche die Doppelflöte bläst, und eine verschleierte Göttin. Außerdem findet man Urnen mit doppeltem Henkel, Straußeneier, Halsbänder, Amulette u. a. Pater Delattre berichtet noch über eine in dieser Metropole befindliche punische Inschrift, welche die Widmung eines Sanctuarius der Askarte und Tautit weigt. — (Voss. 3tg.)

Medizinisches.

— Nach einer Reuter'schen Meldung ist unter den Eingeborenen von Ostal und Saluka in Indien die schwarze Blasenkrankheit ausgebrochen. Es sterben täglich häufig 50 Personen an der Krankheit. Den meisten englischen Ärzten ist die Krankheit, wenigstens unter dem Namen, nicht bekannt. Der Londoner Arzt Dr. Patrick Manson, eine Autorität in tropischen Krankheiten, hat sich darüber einen Vertreter der „Daily Mail“ wie folgt ausgesprochen: „Ich kann nur sagen, daß ich nicht weiß, was unter dieser neuen Krankheit zu verstehen ist, obgleich ich nicht zweifle, daß es die Pest ist, nur in einer neuen Form. Man nennt sie „Blasen“-Krankheit, weil sich schwarze Blasen auf der Haut bilden. Bazillen sind die übertragenden Agentien für solche Krankheiten. Sie äußern sich bei verschiedenen Menschen sehr verschiedenartig. Gerade wie die Influenza sich bald in Unterleibsstörungen, bald in Lungenentzündung äußert, so ist es mit der Pest der Fall. Ehe weitere Einzelheiten von Indien eintreffen, kann ich natürlich kein positives Urtheil über das Wesen der neuen Krankheit fällen.“ — Nach anderen Nachrichten soll es sich um die schwarzen Blattern handeln. —

Astronomisches.

t. Die Photographien der letzten Sonnenfinsterniß, die von der großen englischen astronomischen Expedition in Vizjadurg in Indien aufgenommen wurden, sind glücklich in London eingetroffen. Die kostbaren Platten wurden mit ganz besonderer Vorsicht befördert, in mehrere Säge vertheilt. Die ersten Sendungen wurden bereits einer vorläufigen Prüfung unterzogen. Die Aufnahmen beweisen die außerordentliche Klarheit der Atmosphäre zur Zeit der völligen Verfinsternung; ferner war die Kleinheit der sichtbaren Sonnenprotuberanzen sehr bemerkenswerth sowohl hinsichtlich der Ausstrahlungen von Wasserstoff wie solcher von Calcium, eine Thatsache, die übrigens am Tage der Finsterniß auch in England selbst auf der Sternwarte in Süd-Kensington (London) festgestellt werden konnte. Eine andere auffallende Thatsache ist der außerordentliche Glanz einiger Streifen der Sonnenkorona an ihrer Basis. Die Photographien zeigten ferner die Wichtigkeit der direkten Beobachtungen, wonach die allgemeine Gestalt der Korona derjenigen, die bei den Finsternissen 1886 und 1896 beobachtet wurde, sehr ähnlich war; besonders war die Ähnlichkeit mit 1896 ganz auffallend, namentlich wenn man bedenkt, daß damals der Nordpunkt der Achse während der Finsterniß der Erde zugewandt war, während es bei der letzten Finsterniß der Südpunkt der Achse war. —

Bergbau.

— Die größten Goldklumpen. Anlässlich der Goldfunde in Klondyke weist „Cassiers Magazine“ darauf hin, daß der größte Goldklumpen im Jahre 1852 in Australien aufgefunden worden ist. Er wog 223 Pfund 4 Unzen und hatte einen Werth von 11000 Pfund Sterl. Bis jetzt haben die in Nordamerika gemachten Goldfunde auch nicht annähernd dieses Gewicht erreicht. Der größte und zugleich feinste Goldklumpen wurde am 18. November 1864 in Kalifornien aufgefunden. Er wog 151 Pfund 6 Unzen und bestand fast ausschließlich aus reinem Gold. Der Klumpen wurde eine Zeit lang ausgestellt und später für 7254 Pfd. Sterl. verkauft. —

Technisches.

k. Elektrische Metallbearbeitung. Eine neue praktische Verwendung der Elektrizität ist ein Verfahren zur elektrischen Erhitzung des zu walzenden Metalls unmittelbar unter den Walzen. Namentlich zur Herstellung von Drähten ist das Verfahren besonders geeignet, da es sich dabei nur um die Erhitzung verhältnißmäßig kleiner Metallmengen handelt. Bekanntlich geschieht das Herstellen von Drähten gemeist durch Walzen des zu walzenden Metalls in einem Walzwerk, das mit mehreren Walzen versehen ist. Um den Draht zu erhitzen, müssen alle Achsen der Walzen und auch

die Kaliberscheiben untereinander, vollständig isolirt werden. Die Zuführung des elektrischen Stromes erfolgt dann dadurch, daß der dem Walzwerk zugeführte Draht mit dem einen Pol einer starken Stromquelle verbunden wird, während der andere Pol derselben mit den Walzen und Kaliberscheiben in Verbindung steht. Die größte Erhitzung des Drahtes erfolgt dann natürlich an der Stelle, wo der Strom geschlossen wird, nämlich bei Eintritt des Drahtes in die Walzen resp. Kaliber. Das Verfahren ist jedenfalls sehr einfach und hat, wenn es nicht wesentlich theurer ist, gewiß Aussicht auf allgemeine Einführung. —

— Die Stauung des Nils. Ein ungeheurer Wasserbau soll jetzt von einem englischen Hause in Egypten in Angriff genommen werden. Es handelt sich um die Ausflutung des Nils bei Assuan und bei Siut durch zwei Riesendämme aus Granitquadern, wofür fünf Jahre in Aussicht genommen sind. Der Damm bei Assuan soll sich auf den berühmten Granitriffen erheben und enthält Thore, welche zu Zeiten des Hochwassers geschlossen werden, so daß der Sammelweiher in der Nähe sich füllt und sein Wasser zur Sommerzeit, in welcher der größte Bedarf an Wasser für die Zuckerrohr-, Baumwoll- und Reisfelder herrscht, abgeben kann. Mit dem Schlusse des Sommers steigt das Wasser wieder bis zum Februar, März oder April, so daß die Bewässerung keine Unterbrechung erleidet. Der Damm hat eine Höhe von 23 Metern über der Flußsohle und eine Länge von 18 Kilometern quer über den Strom. Um die Schifffahrt nicht zu hindern, werden Schleusen in ihm vorgesehen. Die angespeicherte Wassermenge beträgt eine Milliarde Kubikmeter. Der Damm bei Siut dient zur Hebung des Wasserspiegels und so zur Erhöhung der Wirksamkeit der mittel- und unteregyptischen Bewässerungssysteme. Für die Ausführung dieser gewaltigen Arbeiten erhält, wie die „Techn. Rundsch.“ mittheilt, die Firma dreißig Jahre lang je 32 Millionen Mark und zwar von Beendigung der Dämme ab, ohne Berechnung der Zinsen, also im ganzen nahe an 100 Millionen. —

Humoristisches.

— Mißverständnis. (Ein Luftballon landet in einem Gehöft und versängt sich im Geäste eines Apfelbaumes.) Bauer: „Na, da hört's auf, jetzt kommen sie sogar schon mit dem Luftballon Apffel stehlen!“ — („Luft. Bl.“)

— Sein Stammbaum. Erster Betrunkener (der sich des Nachts an einen Baum lehnen will und plötzlich sieht, daß schon ein anderer Betrunkener daran lehnt): „Oho!“ — Zweiter Betrunkener: „Dös giebt's net, daß T' Dich da her lehnt, dös is mei' Stammbaum, da lehn' ich jede Nacht d'ran!“ —

— Unnötige Warnung. Nun, Karlchen, wohin willst Du denn so früh?“ — Zum Kaufmann, ich soll etwas holen!“ — „So, das ist hübsch von Dir! Verliere nur nicht das Geld!“ — „O nein . . . wir pumpen!“ —

Vermischtes vom Tage.

— In einer musikalischen Fachzeitung anonciert ein Berliner Geschäft, daß es 4 1/2 Kilo Tänze und Märche für Klavier, zwei- und vierhändig, für 6,75 M. liefert. „Kleinere Posten werden pro Kilo mit 2,50 M. berechnet.“ —

— Im chemischen Universitätslaboratorium in Breslau erplobirte am Dienstag ein Acetylen Silberpräparat, als es von dem Assistenten dem Professor Ladenburg überreicht wurde. Der Gelehrte erlitt erhebliche Verletzungen im Gesicht. —

y. Zu seiner letzten Vorstellung hatte der Direktor einer wandernden Schauspieltruppe in Dippoldiswalde bei Dresden auf dem Theaterzettel drucken lassen: Parole: „Heute alle ins Theater! X . . . braucht Geld.“ — Das Haus war dann auch wirklich ausverkauft. —

y. Infolge unvorsichtigen Hantirens mit einem geladenen Revolver erschoss ein Fortbildungsschüler in Schedewitz bei Zwickau seinen Schwager. Aus Verzweiflung hierüber ertränkte er sich darauf in Mähleingrab. —

c. e. Gerade an dem Tage, an welchem der Bau einer höheren Handelsschule in Paris vollendet wurde, erschien im „Journal Officiel“ ein Dekret, durch welches die Pariser Handelskammer ermächtigt wurde, ein bestimmtes Terrain für den Bau dieser Schule zu erwerben. —

— In Oberitalien wüthete in den letzten Tagen ein heftiger Sturm, der an vielen Orten einen beträchtlichen Schaden anrichtete. Durch anhaltenden Regen sind die Flüsse stark angeschwollen und zum theil angetreten. An mehreren Stellen sind die Bahnrörper zerstört. —

— Selbstmord beging in Dombrowa (Schlesien) ein zehn-jähriger Knabe. Sein Vater halte ihn wegen Veruntreuung geächtigt. Darauf verließ er die Wohnung und ertränkte sich in einem Teiche. —

— Ein Belgier, der im Dienste einer Handelsgesellschaft am oberen Kongo reiste, wurde von den Eingeborenen bei Lutolela getödtet und aufgefressen. —

— Der rumänische Dampfer „Elisabeth“ scheiterte bei der Einfahrt in den Bosporus. Nur zwei Mann von der Besatzung konnten sich retten. —